

# MOSLEMISCHE REVUE

HERAUSGEGEBEN VON { MAULANA SADR-UD-DIN  
AL-HADSCH DR. S. M. ABDULLAH  
Ehemals Professor zu Lahore (Indien)

14. Jahrgang

Safar 1357 A.-H.

April 1938

Heft 1

## INHALT:

- |   |         |
|---|---------|
| 1. Dr. Azeez Mirza . . . . .  | Seite 1 |
| 2. Mohammed als Mensch . . . . .  | „ 3     |
| Von Dr. Azeez Mirza   |         |
| 3. Das Blutgeld . . . . .   | „ 9     |
| Eine Novelle von Ömer Seyfettin   |         |
| Aus dem Türkischen übersetzt von Otto Spies                                   |         |
| 4. Id-ul-Fitr . . . . .   | „ 19    |
| Von Alfred Bach   |         |
| 5. Gedanken zu Id-ul-Fitr . . . . .   | „ 20    |
| Von Dr. Bruno Hiller  |         |
| 6. Heilphänomene . . . . .  | „ 27    |
| Von Fritz O. Beyer  |         |
| 7. Die muslimische Frömmigkeit und die<br>Forderungen der Gegenwart . . . . . | „ 30    |
| Von Omar Rolf Ehrenfels   |         |

Erscheint dreimal jährlich // Bezugspreis: jährlich RM 3.—, je Heft RM 1.—

BERLIN - WILMERSDORF  
BRIENNER STRASSE 7, MOSCHEE // FERNRUF: 8719 30



DR. AZEEZ MIRZA  
18. Mai 1906—6. August 1937

# بِسْمِ اللَّهِ الرَّحْمَنِ الرَّحِيمِ

## IM NAMEN GOTTES, DES BARMHERZIGEN, ALLERBARMENDEN MOSLEMISCHE REVUE

14. Jahrgang

Safar / 1357 A.-H.  
April 1938

Heft 1

### DR. AZEEZ MIRZA

Aus Indien kommt die erschütternde Kunde, daß unser Freund Azeez Mirza wenige Wochen nach seiner Rückkehr in die Heimat einem tückischen, schleichenden Leiden erlegen ist. Erst 28 Jahre alt, von frühestem an sportgestählt und wohlgebaut, dazu im Besitze der hervorragenden geistigen Ausrüstung, die er sich durch seinen Studienaufenthalt in Deutschland erworben hatte, so sahen wir ihn, als er Deutschland verließ, am Anbeginn einer weiten und segensreichen Laufbahn im Dienste seiner Heimat. Und ihn begleitete die junge Gattin, die er aus Deutschland mit sich nahm als ein lebendiges Unterpfand des Landes, dem von früh an seine Liebe gegolten hatte. Während er in Bagdad stationierte und dort zwei große Vorträge über das neue Deutschland hielt, lief in Berlin eine Nachricht ein, die wir nur zögernd und mit großem Bedauern an ihn weiterleiteten. Sein Vater, der den Sohn fünf Jahre lang aus der Ferne betreut, der für ihn Opfer gebracht und auf ihn gehofft hatte, starb während der Rückreise des Sohnes. Der Heimgekehrte hatte kaum Zeit, seine trauernde Mutter, drei jüngere Brüder zu begrüßen, dann brach bei ihm ein altes Leiden aus, dem das Messer des Chirurgen bereits einmal mit knapper Not sein Leben abgerungen hatte. Und innerhalb von wenigen Tagen wurde aus einem jungen, hoffnungsvollen, großstrebenden Kämpfer für die Zukunft seines Vaterlandes ein uns für immer entrückter, von uns für alle Zeit entfernter Freund.

Azeez Mirza war eine reiche Natur, ebenso vertraut mit der Dichtung wie mit den Wissenschaften. Sein Sonderfach war die Chemie. Ihn beschäftigten Probleme der Pharmakologie. Und es war der große Wunsch seines Lebens, seinem indischen Geburtsland auf dem Gebiete der Volkshygiene einmal nützlich werden zu können. Getragen war sein Fachstudium

also von weitreichenden sozialen Gedanken. Den Grundton aller seiner Bestrebungen aber bildete die Religion des Islam. In ihr wurzelte er. Und als vor fünf Jahren die Moschee ihn brauchte zu zeitweiser Vertretung ihres Imams, da kam er aus Indien über das Meer. Er sah einen Wink des Schicksals darin. Denn von Jugend auf hatte es bei ihm festgestanden, daß er einmal in Deutschland studieren würde.

In Berlin hat er dann treu seines Amtes gewaltet. Und wir verdanken ihm eine große Reihe anregender Vorträge über den Islam. Daneben liefen Ansprachen bei festlichen Gelegenheiten, frohen und ernsten. Bei ihnen entfaltete sich seine Schlagfertigkeit, sein Witz, seine Anmut und sein Gefühlsreichtum. Unseren Geselligen Abenden kam seine ausgedehnte Kenntnis der östlichen Dichter zugute. Wie oft schlug er seinen Lieblingsdichter Iqbal auf, sang uns dessen Verse und übersetzte sie sofort. Wer ihn so hörte, der fühlte den Zusammenklang von Person, Dichtung und Heimatlaut eines großen, fremden Volkes unmittelbar an sein Ohr und sein Herz dringen. Dahinter aber stand als Urgrund das Seelentum des Islam.

Dr. Mirza Azeez griff mit seiner Tätigkeit über den Kreis unserer engeren Arbeit hinaus. Er schrieb beachtliche und aufklärende Aufsätze in den großen deutschen Blättern, er hielt Vorlesungen in der Lessinghochschule. Und er übersetzte wichtige, den Islam betreffende Arbeiten ins Deutsche. Dies alles geschah in großer Selbstlosigkeit und mit einer frei schenkenden, aus der Fülle spendenden Gesinnung zu einem Zeitpunkte, da ihn längst keine Verpflichtung mehr an die Moschee band. Ja, man kann sagen, seine Wirksamkeit für den Islam steigerte sich zu ihrer vollen Höhe gerade während jener abschließenden Periode seines Studiums, während welcher ihn auch seine Fachwissenschaft am intensivsten zu fordern schien. So ruhte er sich bei der Arbeit für den Islam gleichsam aus von der Arbeit für seinen Beruf. Uns aber enthüllte sich ein schönes, ja bewundernswertes Gleichgewicht der Seele in ihrer lebendigsten Kraftentfaltung.

Begreiflich, daß bereits sein Fortgang von Berlin eine Lücke in unserer Arbeit ließ, die zu schließen wir sobald nicht hoffen konnten. Doch war dieser Abschied, ja von so vielen, schönen Aussichten getragen, daß wir ihn fast heiter begingen. Umso erschütternder trifft uns der über diesen treuen Freund verhängte, frühe Lebensabschied. Und wir müssen uns schon daran erinnern, wie oft er selbst es aussprach: Islam ist vorbehaltlose Fügsamkeit unter den Willen Gottes!, um daran still zu werden und uns in sein und unser Los zu finden.

---

## MOHAMMED ALS MENSCH

VON DR. AZEEZ MIRZA

Mohammed als Mensch! Wir alle haben viel von Mohammed gehört, von seinem Prophetentum, von seinem Koran, aber auch von solchen Dingen, wie „Vielweiberei“, „Verbreitung der Lehre mit dem Schwerte“, „Fatalismus“, Dingen, die in der Vorstellung des Abendlandes einfach zu Mohammed gehören, die aber in Wahrheit nichts mit Mohammed zu tun haben. Mohammed als Mensch! Wie sah er aus und welchen Eindruck machte er auf seine Mitmenschen? Was war seine tägliche Beschäftigung? Wie war denn wirklich sein Verhältnis zu seinen Frauen? Wie stand er zu seinen Anhängern? Mohammed als Mensch! Eine heute noch unfaßbare Größe für das Abendland, und doch eine menschlich so leicht nahe zu rückende Erscheinung.

Wie sah Mohammed aus? Mohammed war mittelgroß, gut gebaut und wird uns als ein schöner Mann geschildert, von heller Hautfarbe und dunklen Augen und Haaren, der Typus eines echten Arabers, eines Koraischiten. Er hatte ein so klares, offenes Gesicht, daß selbst seine Feinde sagten, dieses Antlitz kann nicht lügen. Und es muß etwas Besonderes von diesem Gesicht und der Kraft seines vorwärts gerichteten Blickes ausgegangen sein, denn die Menschen, die Mohammed gesehen hatten, konnten sich seinem Einfluß nicht entziehen. Seine Feinde suchten immer zu verhindern, daß noch nicht von ihm Bekehrte mit ihm zusammenkamen. Mohammed war ein ernster, nachdenklicher Mann. Er war freundlich und lächelte meistens. Aber Mohammed lachte nicht. Eine seiner Frauen sagte, sie hätte seine hinteren Zähne nie durch ein Lachen entblößt gesehen. Er ging so schnell, daß die anderen kaum mit ihm Schritt halten konnten. Aber er sprach langsam und mit Bedacht, so langsam, daß man jeden Laut deutlich vernehmen konnte.

Wie pflegte sich Mohammed zu kleiden?

Er besaß nur ein Gewand, und auch das war sehr einfach. Die Frau, die er so sehr liebte, Aischa, hat einmal gesagt, sie hätte nie Mühe gehabt, ein zweites Gewand für ihren Gatten falten und wegräumen zu müssen. Er trug stets ein einfaches weißes Kleid, ein Tuch, das um den Körper geschlungen war. Und dieses Kleid war viel geflickt, und wenn kein Linnen vorhanden war, mußte Leder dazu genommen werden. Mohammed liebte die weiße und grüne Farbe, er haßte die rote. Und dann gab es noch eins, was der Prophet sehr liebte: Alle Wohlgerüche. Es gibt einen sehr hübschen Ausspruch des Propheten, der uns so ganz die Menschlichkeit

Mohammeds vor Augen führt. Einmal sagte er, er liebe dreierlei: Gebet, Dufte und Frauen. Wie erhaben ist es doch, daß der große Mann sein Inneres nicht verschlossen hat, sondern so menschlich zu uns sprechen kann. Ueberhaupt liegt das ganze Leben Mohammeds klar wie ein Kristall vor uns, und man kennt jede Stunde dieses Lebens.

Mohammed schlief nicht auf prächtigen Decken wie ein byzantinischer Kaiser, obwohl er doch ein König war, sondern auf einem Lager mit Kissen, die mit Palmbältern gefüllt waren, und auch die Decke, mit der er sich zudeckte, hatte dieselbe Füllung. Als er starb, hinterließ er an materiellen Gütern nichts als sein Bett, ein Wassergefäß von Ton und eine Matte. Das war das materielle Erbe eines Königs, der ganz Arabien beherrschte.

Worin bestand nun Mohammeds tägliche Beschäftigung?

Mohammed betete, wie jeder Muslim, fünfmal am Tage. Dazu aber pflegte er sich nach Mitternacht vom Lager zu erheben und den Rest der Nacht im Gebet zu verbringen. Nach dem Morgengebet versammelten sich die Gläubigen, und er predigte vor ihnen. Eines Tages kam ein Verwandter in sein Haus und wollte ergründen, ob der Prophet wirklich so viel im Gebet verharre, wie man das behauptete. Er stand also mit dem Propheten um Mitternacht auf, wusch sich wie er und putzte sich wie dieser die Zähne. Dann begann Mohammed die erste Sure zu rezitieren, und es dauerte über eine Stunde. Der Verwandte hoffte nun auf das Ende der Sure und darauf, daß er sich während des weiteren Gebetes hinsetzen könne. Aber Mohammed begann gleich die zweite Sure und schloß noch die dritte an und immer so weiter. Man erzählt, die Füße des Propheten seien oft geschwollen gewesen von den langen Gebetübungen. Und als man ihn einst fragte, warum er denn als Prophet so viel bete, antwortete er, er müsse seinem Schöpfer dankbar sein und wisse auch nicht, was Allah weiter mit ihm vorhabe. Einmal wurde ein Mann zu ihm geführt, der eine Sünde begangen hatte und Mohammed um Rat fragte. „Du sollst einen Sklaven freilassen“, sprach Mohammed. „Ich habe aber keine Sklaven“, entgegnete der Mann. „Dann sollst du fasten“, sagte der Prophet. „Dazu bin ich viel zu schwach“, wendete der Sünder ein. „Dann speise einen Armen!“ „Ich kann niemandem etwas abgeben, da ich ja selber nichts habe“, sagte der arme Mann. In diesem Augenblick brachte man dem Propheten zufällig einige Palmenzweige. „Nimm diese Palmenzweige und schenke sie Armen“. „Bei Gott, ich bin der Aermste in Medina“, sagte der arme Sünder. Da lächelte der Prophet. „Dann behalte die Zweige selbst und Gott möge dir helfen“.

Mohammeds Gottvertrauen war so groß, daß er nie Schätze oder Vorräte aufspeicherte. Was er hatte, verteilte er sofort an die Armen. So kam

es, daß er oft am Notwendigsten Mangel litt. Nie verweigerte er eine Bitte, die von einem Armen an ihn gerichtet wurde. Als Mohammed einmal ein sehr zerrissenes Gewand anhatte, schenkte ihm einer seiner Freunde ein neues. Da kam ein Fremder des Weges und sagte voll Begehren: „O, was für ein schönes Kleid hast du doch an, Prophet“. Da nahm Mohammed sein Kleid, schenkte es dem Fremden, und der ging vondannen. Er wurde aber von Freunden des Propheten angehalten und wegen seiner Habgier gescholten, weil er doch gewußt habe, daß der Prophet kein anderes Gewand besitze. Doch der Mann hatte eine Entschuldigung. „Dieses Kleid, das der Prophet getragen hat, will ich als Totengewand haben“, sagte er. Oftmals brauchte 14 Tage lang kein Feuer im Hause Mohammeds angemacht zu werden, weil einfach keine Speisen vorhanden waren. Es ist auch kein Wunder, daß Mohammed bei seiner Freigebigkeit oft selbst in Schulden geriet. Eines Tages kam ein Jude und verlangte mit heftigen Worten sein Geld. „Ihr Araber macht ewig Schulden und pflegt nie zu bezahlen“, sagte er. Der spätere Kalif Omar zog sein Schwert, um den dreisten Mahner zu bestrafen, aber Mohammed trat dazwischen. „Du hättest dem Juden sagen sollen“, belehrte er Omar, „daß er seine Schulden höflicher kassieren soll, und mir, daß ich meine Schulden auch wirklich bezahle.“ Um sich das notwendigste Geld zu verschaffen, verschmähte er nicht einmal solche Arbeiten wie Lastentragen. Dabei ging er noch so weit, daß er, wenn ein armer Mann der Gemeinde gestorben war, auch dessen Schulden übernahm.

Es ist bekannt, daß im Orient von jeher fast überall Tierquälerei herrschte. Mohammed war ein heftiger Gegner solcher Grausamkeit. „Ich habe“, so ließ er sich aus, „im Traume die Hölle gesehen, und da war ein Weib, weil sie ihre Katzen immer gefesselt hatte und ihnen nichts zu fressen gab. Und ich habe das Paradies gesehen. Dort war ein Mann, der hatte einen Hund vom Verschmachten in der Wüste gerettet, indem er seinen Schuh auszog und dem verdurstenden Tiere Wasser reichte.“

„Die Tiere haben einen Schweif“, sagte Mohammed, „als Waffe gegen die Fliegen“, die ja im Orient eine schreckliche Tyrannei ausüben. „Die Tiere haben Haare als Schutz gegen die Kälte“, die ja gerade nachts im Orient sehr empfindlich sein kann. Mohammed verbot daher, den Schweif der Tiere zu verstümmeln oder ihr Fell zu scheren.

Im Kriege war Mohammed immer allen voran, obgleich er den Krieg nur führte als eine aufgezwungene Notwendigkeit, nicht um Menschen zu töten. Vor der Schlacht pflegte er zu knien und Gott um den Sieg zu bitten. Daß Gott ihm half, war sein unbestechlicher Glaube, den nichts er-

schüttern konnte. Man erzählt uns von seiner Flucht, der berühmten Hedschra, er habe schließlich nur noch einen Begleiter bei sich gehabt. Das war Abu Bekr, sein treuer Freund. Als Abu Bekr die Stimmen der vielen Feinde hörte, brach er in Weinen aus über solche Uebermacht. Mohammed aber sagte: „Gott ist mit uns, also ist die Uebermacht doch auf unserer Seite.“ Und dann gibt es noch eine sehr schöne Geschichte, die man vom unerschütterlichen Mut und Gottvertrauen des Propheten erzählt. Da schief er einst unter einer Palme in der Glut des Mittags. Sein Schwert hatte er an der Palme angehängt. Ein Beduine, ein Ungläubiger und Feind, überraschte ihn, nahm das Schwert vom Baum und sagte: „Wer kann dich nun aus meiner Hand erretten?“ „Allah!“ sagte Mohammed, und da fiel das Schwert dem Beduinen aus der Hand. Mohammed griff nun nach dem Schwerte, sah den Mann an und fragte: „Wer kann eigentlich nun dich erretten?“ „Deine Gnade“, sagte der Beduine, und Mohammed ließ den Mann laufen.

Zahllose Taten von Edelmut werden von Mohammed berichtet, und wenn man nur allein seine strategischen und politischen Erfolge wertet, kann man nicht auf den Gedanken kommen, daß alle diese Geschichten bloß zu seiner Verherrlichung erfunden seien. So ist es Tatsache, daß er nach der Eroberung von Mekka selbst diesen ärgsten Feinden verzieh, die ihn geschlagen, mit Steinen beworfen und so viele seiner Anhänger getötet hatten. Wenn er in so kurzer Zeit König von Arabien wurde, so war der eine Grund sicherlich dieser, daß sein wahrhaft ritterlicher Edelmut Widerklang fand in den Herzen der von Natur ritterlichen Araber.

Dieser Ritterlichkeit entsprach es auch, daß Mohammed unbedingt sein Wort hielt und das gleiche auch von seinen Anhängern verlangte. Zwei seiner Gefolgsleute, die aus der Gefangenschaft zurückkehrten, erklärten ihm, man habe ihnen das Versprechen abgezwungen, nicht wieder zu den Waffen zu greifen, und fragten, ob ein solches erzwungenes Versprechen gehalten werden müsse. „Selbstverständlich müßt ihr euer Wort halten, sonst hättet ihr es nicht geben sollen. Und wenn ihr auch nicht mitkämpfen könnt, Gott wird uns helfen!“ lautete seine Antwort. Dabei ist zu bedenken, daß die Uebermacht der Feinde meist eine dreifache, oft aber eine zehnfache war.

Wenn man das harte Leben des Propheten betrachtet, könnte man im Abendlande auf den Gedanken kommen, daß er den Wunsch hatte, nach der Art eines Mönches oder Asketen zu leben. Von diesem Irrtum muß man sich frei machen. Mohammed hat sich oftmals gegen alles Asketentum ausgesprochen. Ein Heiliger beschloß noch frömmer zu sein, als der Prophet



selber und meldete der staunenden Gemeinde, daß er von jetzt ab Tag und Nacht beten werde. Der Prophet aber erklärte dieses Beginnen für sehr töricht. „Der Mensch hat nicht nur Pflichten gegen Gott“, sagte er, „sondern auch gegen seine Mitmenschen und seine Familie. Der Mensch hat sogar Pflichten gegen sich selbst, und wer sich selbst und seine Familie vernachlässigt, kann nicht behaupten, daß er sündlos lebe.“ Jede Minute des Lebens sollte nach Mohammeds Willen wie ein Gebet zu Gott sein. Das bezog sich auch auf alle irdischen Pflichten. Denn die islamische Lehre will nicht einen Teil des Lebens verherrlichen und den anderen verdammen, sondern sieht das Leben immer als große, von Gott geschaffene Einheit. Und so war es nur verständlich, daß der Prophet dies alles bejahte: Ehe, Frauen, Kinder und auch die Freuden des Lebens.

Mohammed heiratete bekanntlich in seinem 25. Lebensjahr. Er heiratete die Witwe Chadidja, die 40 Jahre alt war. Bis zum Tode dieser Frau blieb er mit ihr allein. Nach ihrem Tode aber, als Mohammed schon 53 Jahre alt war, heiratete er mehrere Frauen. Diese Frauen waren, als er sie heiratete, alle bis auf eine, Witwen oder Geschiedene, einige sehr arm, andere alt. Es kann also keine Rede davon gewesen sein, daß Mohammed diese Frauen nur zu seinem Vergnügen geheiratet habe. Es ist nun außerordentlich interessant zu sehen, was für eine gerechte Herrschaft der König auch in seinem Hause führte. Er pflegte nachmittags der Reihe nach je eine der Frauen zu besuchen und vernachlässigte keine. Eine der Frauen Mohammeds war eine Kriegsgefangene. Sie war daher Sklavin. Mohammed befreite sie und heiratete sie. Diese Frau hatte nun sehr viele Verwandte ihres Stammes, und der ganze Stamm war unterworfen und versklavt. Als aber Mohammed diese Sklavin heiratete, hielten seine Anhänger es für eine Notwendigkeit, auch ihre versklavten Stammesgenossen freizugeben, weil sie es für eine Schande gehalten hätten, daß eine Frau des Propheten lauter Sklaven zu Verwandten hätte. Und so erfolgte deren Freilassung. — Die jüngste seiner Frauen stritt sich einmal mit dem Propheten. Der Vater dieser Frau hörte das, kam herbeigeeilt und wollte seine Tochter züchtigen. Jetzt bekam sie Angst und bat den Propheten, sie vor dem Zorne ihres Vaters zu schützen. Mohammed lächelte und tat es auch sofort, indem er seinen Schwiegervater beruhigte.

Mohammed liebte Kinder sehr. Er nahm sie oft auf sein Reittier mit hinauf. Oft sah man ihn beim Gebet, und er hatte ein kleines Kind auf den Schultern. Wenn er hörte, daß ein Kind schrie, unterbrach er sein Gebet. In einem Kriege wurden einige Kinder getötet. Mohammed weinte darüber. Als man ihm sagte, daß es ja Kinder Ungläubiger gewesen seien, sagte er: „Alle Kinder sind Gott näher als wir“.

Sklaverei gab es in ganz Arabien zu allen Zeiten. Mohammed war gegen die Sklaverei, aber er konnte sie nicht durch Gesetz abschaffen. Er sah wohl in seiner Weisheit, daß sie eine zu alteingewurzelte Einrichtung war, als daß man sie hätte von heute auf morgen durch einen äußerlichen Befehl vernichten können. Die Sklaven waren einmal in ihrer Moral so tief gesunken, daß es gar nicht möglich war, diesen Menschen sofort die Freiheit zu geben. Außerdem sah Mohammed das Problem von einer Seite, die wir als ungeheuer modern empfinden. Er sagte sich, daß ein auf die Straße geworfener Sklave zum Arbeitslosen würde, und er sah auch voraus, daß diese Arbeitslosen gefährlicher und unglücklicher sein würden, als Sklaven. „Gott hat mehr Gewalt über dich, als du über deinen Sklaven“, sagte er zu einem seiner Anhänger, der einen Sklaven schlug. „Gebt den Sklaven, was ihr selbst eßt, kleidet sie in das, was auch ihr tragt, und gebt ihnen keine zu schweren Arbeiten. Helft euren Sklaven!“

Bei der Lebensweise Mohammeds, die wir geschildert haben, ist es klar, daß seine Frauen es in seinem Haushalte nicht leicht hatten. Selbst seine Lieblingstochter Fatme mußte soviel scheuern und arbeiten, daß ihr die Hände wund wurden. Und als sie zum Vater ging und eine Sklavin für die Hausarbeit verlangte, schlug er es ohne weiteres ab. „Es gibt genug Witwen, Waisen und arme Menschen“, sagte er, „die eine solche Hilfe viel nötiger haben als du“. Da kann man es verstehen, daß eines Tages alle seine Frauen sich zusammentaten und vor ihn traten und darüber Klage führten, wie ärmlich es doch im Haushalte zugehe. „Wenn ihr Reichtum und Bequemlichkeit haben wollt“, sagte der Prophet, „so will ich euch all das geben, aber ihr müßt eurer Wege gehen. Wenn ihr aber den Propheten und Gott haben wollt, dann seid zufrieden und bleibt hier.“ — Zwei Geschichten, die so recht orientalisches sind und so tief den Menschen Mohammed und seine Welt offenbaren, will ich noch erzählen.

Mohammed traf eine Frau, die eine schwere Last auf dem Kopfe trug. Er selbst saß auf einem Kamel und ritt vorbei. Als er die Frau sah, ließ er daß Kamel hinknien, griff es beim Halfter und lud die Frau ein, aufzusitzen. Sie war aber etwas schüchtern und wagte das nicht so recht. Da gab er ihr den Zaum des Tieres in die Hand und ging weg. Ein anderes Mal sah er einen Neger laut singend auf einem Kamel sitzen und hinter ihm saßen Frauen. Nun muß man wissen, daß Kamele in sehr rasche Gangart kommen, wenn gesungen wird. Das war auch hier der Fall. Darum rief der Prophet dem übermütigen Neger zu: „Paß auf, du hast Glas geladen. Achte darauf, daß es nicht zerbricht!“

---

## DAS BLUTGELD

EINE NOVELLE VON ÖMER SEYFETTIN<sup>1</sup>

AUS DEM TUERKISCHEN UEBERSETZT VON OTTO SPIES

Wie er Tag und Nacht sich ganz allein unter sprühenden Funken in seinem Laden abmühte, in den das Licht nur durch die enge Haustür einzudringen vermochte, erinnerte der lange Ali an einen in den Käfig gesperrten zahmen Löwen. Hochgewachsen, mit starken Fäusten, derben Armen und breiten Schultern war er ein Riese. Seit zehn Jahren hatten sich die Säbelklingen, die er in dieser dunklen Höhle aus Roheisen schlug, in ganz Anatolien, in ganz Rumelien und in den Grenzgebieten großen Ruf erworben. Sogar die Janitscharen in Stambul suchten den Stempel „Fabrikat des Meisters Ali“ auf den Dolchen, Säbeln und Messern zu kaufen. Er verstand sich darauf, dem Stahl „zweimal Wasser zu geben“. Nicht nur die langen Schwerter, sondern auch die ziemlich kurzen, von ihm angefertigten Messer wurden dadurch doppelt so stark und unzerbrechlich.

„Zweimal Wasser zu geben“ war ein Handwerksgeheimnis, das nur er kannte. Er nahm sich keinen Gehilfen, er plauderte mit niemand, er verließ seinen Laden nicht, Donnerwetter ja, er plagte sich ab. Ein Junggeselle war er; Angehörige und Verwandte hatte er nicht. Er war ein Fremder im Lande. Ueber nichts anderes als Schwerter, Eisen, Stahl und Feuer wußte er zu reden; er handelte nicht; was immer die Kunden ihm boten, nahm er an. Nur die Kriegszeiten brachten sein Herdfeuer zum Erlöschen. Dann verschloß er seine Ladentür und verschwand. Nach dem Kriege tauchte er wieder auf. In der Stadt erzählte man sich allerlei Geschichten über ihn. Einige sagten „ein aus der Henkershand entfloher Mann“, andere meinten „ein Fremdling, der vorzeitig die Welt verlassen hat, weil seine Geliebte gestorben ist“.

Aus dem stolzen Blick seiner großen, schwarzen Augen, aus seinem selbstbewußten Auftreten, seiner vornehmen Ruhe, seiner abgemessenen Sprache ging hervor, daß er ein nicht so alltäglicher Mensch war. Wer aber war er? Woher stammte er? Woher war er gekommen? Niemand gab es, der das wußte. Die Leute hatten ihn gern. Für jedermann war es ein beson-

---

<sup>1</sup>) Der 1920 verstorbene Ömer Seyfettin gehört in die vorderste Reihe der neuen türkischen Erzähler. Ueber sein Leben und Werk vgl. Martin Hartmann, *Dichter der neuen Türkei*, Berlin 1919 und Edmond Saussey, *Prosateurs turcs contemporains*, Paris 1935 (vgl. H. W. Duda, *Zeitgenössische türkische Prosa*, Orient. Lit. Zeitung, 1937, Nr. 1). Ömer Seyfettins Erzählung „Der Bastard“ habe ich in „*Türkische Erzähler der Gegenwart*“, Berlin 1927, übersetzt.

derer Stolz, daß sich in der Stadt ein so berühmter Meister befand. Man sagte: „Unser Ali!“ „Unser großer Meister!“ „Es gibt nicht seinesgleichen auf der Welt!“ „Er besitzt das Geheimnis des Schwertes Zülfiqar!“<sup>1a</sup>

Der lange Ali hatte die Kunst, das dickste und festeste Eisen wie Papyrus zu plätten und weich wie Papier zu machen, von keinem anderen gelernt; er hatte es selbst erfunden. Als er erst zwölf Jahre alt war, wurde seinem Vater, der ein strenger Oberstatthalter war, der Kopf abgeschlagen; so blieb er als Waise zurück. Sein Oheim, ein prachtliebender Wesir, war sehr reich. Er nahm ihn zu sich und wollte ihn unterrichten lassen. Vielleicht würde er ihn in der Staatskarriere ausbilden und ihn zu hohen Stellungen emporsteigen lassen. Indessen verursachte der drückende Gedanke, „gegen jemand eine Dankesschuld zu haben“, in dem Charakter Alis einen tiefen Schmerz. „Ich mag niemandem dankbar sein“, sagte er. Eines Nachts floh er aus dem Konak seines Onkels und zog wie ein namenloser Landstreicher über Berg und Tal. Er wanderte durch Länder, deren Namen er nicht kannte. Schließlich trat er in Erzerum bei einem alten Waffenschmied ein. Es gab keine Stadt, die er bis zu seinem dreißigsten Jahre in Anatolien nicht besucht hätte. Er beugte vor keinem seinen Nacken, gegen niemanden hatte er eine Dankesschuld. Durch saure Arbeit verdiente er sein Brot,<sup>2</sup> er erwarb es sich im Schweiß seines Angesichts. Er mühte sich sehr ab und vollbrachte beispiellose Arbeiten. Mit nur ganz geringem Verdienst war er zufrieden. Wie jeder Erfinder, in dessen Seele eine Fackel „heiligen Feuers“ brennt, mühte er sich, nicht des Geldes wegen, sondern wegen der Kunst und aus Liebe zu seiner Kunst. Dem Stahl „zweimal Wasser zu geben“ war seine Liebhaberei. In Zeiten, wo er als Freiwilliger in den Krieg gezogen war, fühlte er eine unbeschreibliche, innere Wonne, wenn er bei den Janitscharen, Spahis und irregulären Truppen die Arbeit des „Meisters Ali“ loben hörte. Würde er sich bis zu seinem Tode noch so unablässig abmühen, so könnte er noch für einige tausend Glaubenshelden unzerbrechliche Schwerter, stählerne Dolche, die die Schilde zerstückeln, schwere Säbel, die die Panzer durchhauen, verfertigen. Wenn er daran dachte, lächelte er; in süßer Freude schlug sein Herz, und mit einer Wucht, die aus seiner Seele brach, ließ er auf seinem Amboß Millionen von Funken sprühen:

<sup>1a)</sup> Zülfiqar ist der Name des Schwertes des Kalifen Ali. Eine Abbildung des Schwertes befindet sich in Enzyklop. des Islam, Bd. I, S. 1000.

<sup>2)</sup> Wörtlich: „Sein Brot zog er aus dem Stein heraus“. Vgl. auch das Sprichwort „Ein rechter Kerl weiß auch aus Stein sein Brot herauszuschlagen“, cf. g. Jacob, Xorof Kardach, Berlin 1906, S. 46.

Tak! — Tak, Tak! — Tak! . . .

Nun hatte er auch heute seit dem Morgengebet zehn Stunden ohne Unterlaß gearbeitet. Er tauchte die krumme Klinge, die er geschlagen hatte, in den Wasserkübel neben dem Amboß, schaute nach dem Herdfeuer, das erlöschen wollte, und wischte sich, nachdem er den Hammer weggelegt hatte, mit der Hand die Schweißtropfen ab. Dann wandte er sich zur Tür. In der gegenüberliegenden Moschee wurde ganz melancholisch der Abendgebetsruf ausgerufen. Die Störche im Nest auf dem Dachfirst lärmten endlos. Die Nachmittagswaschung<sup>3</sup> war noch gültig; daher wusch er nur seine Hände, trocknete sie ab, streifte seine Aermel herunter, warf seine Jacke über die Schultern und trat hinaus. Die Tür zog er fest zu. Sie zu verschließen hielt er nicht für notwendig. Dann ging er über den weiten Platz geradeswegs zur Moschee. Nur die armen Leute kamen zu diesem bescheidenen Gotteshaus, das am Rand der Stadt lag. Das Minarett bestand aus einem kleinen Fenster, das nach der Straße lag. Der Muezzin streckte dort seinen Kopf heraus, wenn er den Gebetsruf verkündete.

Als der lange Ali die Moschee betrat, erblickte er eine größere Volksmenge als gewöhnlich. Während sonst immer nur drei Kronleuchter angezündet waren, brannten an diesem Abend wie im Ramazan<sup>4</sup> sämtliche Leuchter. Die Gebetsreihen hatten sich noch nicht aufgestellt. Er kniete neben der Tür nieder und lieh, ohne es zu wollen, den Worten der neben ihm mit leiser Stimme Sprechenden sein Ohr. Er vernahm, daß man bis zum Nachtgebet das Mesnewi<sup>5</sup> vorsingen würde.

Nachdem das Abendgebet verrichtet und beendet war, ging ein Teil der Gemeinde hinaus. Der große Ali rührte sich nicht vom Fleck. Eigentlich schmerzte sein Kopf etwas. „Ich werde auf das Mesnewi hören und mich dann wieder besser fühlen!“ sagte er. In großer Hingebung ließ er sich durch die Melodien, die seine Seele erschauern machten, übermannen. Wie jeder Mystiker besaß auch er in seinem Herzen eine endlose Ekstase, eine Veranlagung zur Begeisterung. Bei der kleinsten Veranlassung geriet er in Wallung. Die zum Jenseits gehörige Melodie dieser Sprache, deren Sinn er nicht verstand, ließ sein ruhiges Blut gleich einem tiefen, unter dem Wasser verborgenen Wirbel aufsieden. Alles an ihm zitterte in einem grundlosen Schaudern, und es war ihm, als wenn ein Schluchzen, das nicht zu unterdrücken war, ihm die Kehle zuschnürte. Als er sein Abendgebet verrichtet

<sup>3</sup>) Vor dem Gebet muß die rituelle Waschung vorgenommen werden.

<sup>4</sup>) D. i.: der Fastenmonat der Mohammedaner.

<sup>5</sup>) Das als „Koran der Mystiker“ bezeichnete gewaltige, in persischer Sprache verfaßte Dichtwerk des Mewlânâ Dschelâleddin Rûmî, gest. 1273.

und die Moschee verlassen hatte, kehrte er nicht geradeswegs nach seinem Laden zurück, sondern ging weiter; denn er hatte keinen Schlaf. Es war eine mondhelle, sternenklare Sommernacht. Die Milchstraße zog sich gleich einer endlosen Wolke aus goldgelbem Staub von einem Ende des Himmels zum andern lang hin. Immer weiter ging er. Auf der Holzbrücke, über die der Weg führte, den er von der Stadt nach den Hürden ging, blieb er stehen und lehnte sich an das Geländer. Die auf dem Grunde des breiten Flußbetts sich widerspiegelnden Sterne glänzten wie leuchtende Kieselsteine; die Wasser flossen rauschend vorüber. In den dunklen, kugeligen Weiden am Ufer schlugen Nachtigallen. Er war versunken und entrückt. Stundenlang regte er sich nicht. Er hörte die Klänge der in seiner Seele zurückgebliebenen Melodien, denen er gelauscht hatte. Genau so wie in der Moschee war er übermannt. Plötzlich rief eine Stimme:

„Wer ist da? ...“

Er erwachte aus der süßen Welt, in die er versunken war, und wandte sich um. Auf der andern Seite der Brücke näherten sich zwei oder drei Schattengestalten. Unwillkürlich gab er zur Antwort:

„Kein Fremder!“

„Wer bist du?“

„Ali . . .“

„Welcher Ali?“

Die Schatten näherten sich. Als sie bis auf einige Schritte herangekommen waren, erkannten sie ihn an seinem Aeußeren:

„Der lange Ali . . . Ach, der lange Ali.“

„Bist du es, Meister Ali?“

„Ich bin es.“

„Was suchst du hier herum zu dieser Zeit?“

„Nichts.“

„Wie denn, nichts? Hast du vielleicht deinen Hammer ins Wasser fallen lassen, oder . . .?“

Es waren die Leute des städtischen Polizeimeisters, die Wachtleute, die die Runde machten. Er war verlegen, was er antworten sollte. In den Augen dieser ehrenwerten Männer, dieser Vagabunden, die ihre Nächte mit Opiumschlucken verbringen, war er noch mehr zu fürchten als die unheimlichen und unglücklichen Gestalten. Sobald sie jemand anderen, der sich außer ihnen draußen herumtrieb, zu packen bekamen, pflegten sie ihn mit Stockschlägen halb tot zu prügeln. Doch ihm wagten sie nichts zu tun. Der Oberwachtmeister sagte: „Meister Ali, bist du verrückt geworden?“

„Nein . . .“

„Es ist gar nicht weit von Mitternacht. Weißt du denn nicht, daß unser Herr es nicht duldet, wenn jemand sich noch nach dem Abendgebet auf der Straße herumtreibt und gar am Rande der Stadt?“

„Ich weiß es.“

„Also! Was suchst du hier?“

„Nichts.“

„Wie denn, nichts? ...“

Wieder konnte der lange Ali keine Antwort geben. Da die Wachtleute ihn als einen ehrenhaften Mann kannten, ließen sie ihn ungeschoren und sagten nur:

„Marsch, geh', wohin du gehörst, treibe dich nicht herum!“

Während der lange Ali schleunigst auf den Wegen, auf denen er gekommen war, umkehrte, tönte in seiner Seele die Melodie, die er gehört hatte wieder. Die Nachtigallen schlugen schrill. In der Ferne heulten die Hunde der Hürden. Auf der Straße begegnete er niemandem. Als er vor seinen Laden kam, blieb er stehen. Der Storch auf der Moschee stand wie ein in ein Leichentuch gehülltes Gespenst auf einem Bein aufrecht da. Die Tür war einen Spalt weit geöffnet. Ali erinnerte sich, sie beim Herausgehen fest geschlossen zu haben. „Merkwürdig, sollte der Wind sie geöffnet haben“, dachte er. Außer dem Amboß und Hammer gab es nichts Wertvolles im Laden. Aber dies lohnte sich nicht zu stehlen, es war für niemanden nützlich ...

Er verriegelte die Tür von innen. Die Einmischung der Polizisten hatte ihn bedrückt, und weiter nun in der Stadt zu leben, bedeutete ihm eine Art Gefangenschaft. Indessen im Gebirge oder in einem Dorfe konnte sein Handwerk nicht floriieren. Plötzlich fühlte er eine schwere Müdigkeit. Er war zu gleichgültig, um Licht anzuzünden. Mit der Hand tastend, ging er nach dem niedrigen Bettspind, der sich an der linken Seite des Herdes befand, und streckte sich auf sein Lager nieder, das aus einem großen Bärenfell bestand.

Er erwachte und reckte sich auf. Es wurde an seiner Tür geklopft. Schlaftrunken rief er:

„Wer ist da?“

„Oeffne schnell!“

Es war wohl schon Morgen. Durch die Spalten der Tür schimmerten ganz helle Streifen Licht. Nicht lange blieb er so im Halbschlaf. Durch den Sonnenaufgang war er wachgeworden. Er richtete sich auf und sprang vom Lager. Ohne seine Schuhe zu suchen, lief er hin, zog kräftig den Riegel

zurück und erblickte im Licht der sich auf einmal öffnenden Tür, das den Laden erfüllte, den Polizeiwachtmeister mit breitem Schnurrbart und hoher Mütze. Hinter ihm standen in hohen Janitscharenmützen, mit zwei Dolchen im Gürtel, seine jungen Gehilfen. Der lange Ali blickte ihnen ins Gesicht, als ob er fragen wolle:

„Was gibt es?“

Der Wachtmeister sagte: „Meister Ali! Wir wollen deinen Laden durchsuchen.“ „Weshalb?“ fragte der lange Ali überrascht.

„Heute nacht ist in der Hürde des Budak Bey ein Diebstahl verübt worden.“

„Nun, was geht das mich an?“

„Deshalb wollen wir ja deinen Laden durchsuchen.“

„Was habe ich denn mit diesem Diebstahl zu tun?“

„Wir haben auch einen von diesen Beuteln heute morgen vor deinem Laden gefunden. Und dann ... sieh diese Türschwelle an. Da sind Blutflecken.“

Der lange Ali sah mit geblendeten Augen auf seine saubere Türschwelle. Wahrhaftig, ein handgroßer Blutfleck zog sich dort entlang.

Wie er diesen Blutfleck ganz versonnen betrachtete, sagte der schnauzbärtige Wachtmann:

„Auch habe ich dich heute in später Nacht auf der Brücke gesehen. Was hast du dort gesucht?“

Wieder fand der lange Ali nicht die Antwort, die er hätte geben sollen. Er blickte vor sich nieder:

„Sucht“, sagte er und trat zurück. Der Wachtmeister und seine Gehilfen traten in den Laden. Als der Oberwachtmeister an dem Amboß vorüberkam, rief er:

„Na also! Da! Da! ...“

Unwillkürlich wandte der lange Ali seine Augen nach der Stelle, wohin der Polizeimeister blickte. Da sah er eine frischabgezogene Tierhaut und war verdutzt. Sofort hoben die Gehilfen das Fell auf und breiteten es auseinander; es war noch feucht. Einmal blickten sie in ihres Herren, dann in Alis Gesicht. Der Polizeimeister fragte voller Zorn:

„Wo hast du das gestohlene Geld versteckt?“

„Ich habe kein Geld gestohlen!“

„Leugne nicht! Sieh! Da ist schon das Lammfell zum Vorschein gekommen.“

„Ich habe dies Fell hier nicht hingelegt.“



„Wer sonst hat es denn getan?“

„Ich weiß es nicht.“

\*

Der lange Ali konnte an und für sich nicht viele Worte machen. Als er vor den Polizeihauptmann geführt wurde, vermochte er nicht zu erklären, was er in später Nachtzeit auf der Brücke gesucht hatte. Alle Beweise, die die Wachtleute gefunden hatten, wurden gegen ihn vorgebracht. Der Erlös der kürzlich von Budak Bey verkauften fünfhundert Schafe war aus der Hürde gestohlen worden. Zwei starke Spitzbuben hatten den wachhabenden Hirten festgebunden. Am folgenden Tage sagte dieser Hirte vor dem Richter aus, einer der Diebe habe dem langen Ali geglichen. Daß er bis spät in die Nacht nicht zu seinem Laden zurückgekehrt war, daß das Fell in seinem Laden und einer der Geldbeutel vor seiner Tür gefunden worden waren, genügte, Ali zu beschuldigen. Wie hartnäckig er auch leugnete, er vermochte keine Erklärung für den Diebstahl vorzubringen. Es war der Behörde überdies nicht klar, woher er stammte und wer er war. So wurde das gerichtliche Urteil gefällt, daß ihm der linke Arm abgeschnitten werden sollte.<sup>6</sup>

Als er dieses Urteil hörte, geschah es zum ersten Mal in seinem Leben, daß der lange Ali blaß wurde. Er biß sich auf die Lippen. Es gab kein anderes Mittel, er mußte sich dem Urteil unterwerfen. Schwankend erhob er sich und bat den Richter mit durchdringender Stimme:

„Laßt mir den Arm und schlagt mir den Kopf ab.“

Dies war die erste Bitte in seinem Leben. Aber der alte Richter war sehr gerecht:

„Nein, mein Sohn“, sagte er. „Du hast keinen Menschen getötet. Wenn du den Hirten getötet hättest, dann wäre dein Kopf verwirkt. Die Strafe entspricht dem Vergehen. Du hast nur einen Diebstahl begangen; daher wird dein Arm abgehauen. So verlangt es die Gerechtigkeit. Die Stelle, an der das heilige Recht trifft, schmerzt nicht ...“

Der Arm des langen Ali war aber wertvoller als sein Kopf. Dem Stahl „zweimal Wasser zu geben“ vermochte er nur mit seinen beiden Armen. Mit diesen beiden Händen verfertigte er für Tausende von Glaubenshelden, die an den Grenzen kämpften, leichte Schwerter, die stählerne Schilde zerbrachen, schwere Panzer zerrissen und eiserne Helme gleich Federn entzwei schnitten, und er mühte sich aus reiner Liebhaberei, nicht des Geldes wegen, ab.

<sup>6</sup>) Nach islamischem Recht wird der Diebstahl mit dem Abhauen einer Hand bestraft.

Man schloß ihm unter dem Zimmer der Wachtleute ein. Dort wartete er auf den Tag der Urteilsvollstreckung. Keinen Laut gab er von sich. Wenn er daran dachte, daß er als Krüppel den Stahl auf seinem Amboß nicht mehr würde hämmern können, fühlte er die Trauer, wie ein Gläubiger sie empfindet, wenn seine Gottheit stirbt. Die zehn Para, die er als Blutgeld für seinen Arm hätte zahlen sollen, besaß er nicht. Bisher hatte er nicht des Geldes wegen gearbeitet.

Die Bevölkerung der ganzen Stadt bedauerte es, daß so einem geschickten Meister wie dem langen Ali der Arm abgeschnitten werden sollte. Sogar den gefühllosesten Seelen war es unerträglich, daß ein so angenehmer, männlicher, fleißiger, starker, hübscher Mensch bis zu seinem Tode als Krüppel dahinleben sollte. Es hatte ihn jeder gern.

Um diesen Mann, der ihnen so wohlfeile Säbel lieferte, zu retten, beriethen sich die Spahis untereinander. Sie wandten sich an den reichsten Mann der Stadt, den Hadschi Mohammed. Obwohl dieser Mann so reich wie Karun<sup>7</sup> war, war er doch außerordentlich geizig. Er betrieb damals in einem kleinen Laden auf dem Marktplatz der Stadt das Schlächterhandwerk. Er überlegte und dachte nach, ließ sich drängen, machte ein saures Gesicht und schüttelte den Kopf. Doch da er durch die Spahis seinen Unterhalt finden mußte, sagte er schließlich: „Weil ihr es nun einmal wünscht, so gebe ich für seinen Arm das Blutgeld, doch unter einer Bedingung ...“

„Welcher denn?“ fragten sie.

„Geht zu ihm und sprecht mit ihm. Wenn er damit einverstanden ist, mir bis zu meinem Tod umsonst als Gehilfe zu dienen ...“

„Sehr gut, sehr gut!“

Die Spahis eilten zum Haus des Polizeimeisters und berichteten dem langen Ali den Vorschlag des Schlächters. Ali brachte erst vor, daß er die Schlächterei nicht verstehe. Er wollte nicht annehmen. Die Spahis aber bestanden darauf: „Du bist doch ein Mann! Ist die Schlächterei denn überhaupt eine Arbeit? Du bist so oft im Kriege gewesen und hast den Säbel geschwungen. Kannst du etwa keinen festgebundenen Hammel niederwerfen und schlachten?“

Knecht eines anderen zu sein in dieser irdischen Welt, „jemandem verpflichtet zu sein“, ist die bitterste Qual. Als Ali noch jung war, hatte er nicht einmal die Wohltaten seines Onkels, des Wesirs, ertragen. Um niemandem Dank zu schulden, war er aus seinem Elternhaus geflohen und hatte sich

<sup>7</sup> Karun wurde von Gott unermesslicher Reichtum geschenkt; seine Geschichte ist im Koran, Sure XXVIII, 76—82, behandelt.

in fremde Länder davongemacht. Und jetzt wollte ihn das blinde Schicksal — sieh nur wem — zum Sklaven machen! Die Spahis sagten: „Das Leben des Hadschi hat siebzig Jahre überschritten ... Wielange kann er denn noch leben ... Wenn er stirbt, bist du frei; dann machst du uns wieder Säbel.

\*

An dem Tag, an dem der Schlächter Hadschi das Blutgeld für Alis Arm an den Richter bezahlte, kettete er Ali an sich. Der Schlächter brachte ihn in den Laden. Er war ein äußerst launischer, zänkischer und schmutziger Mensch. Ohne Unterlaß redete er vor sich hin. Aus reinem Geiz hatte er sich bisher keinen Gehilfen oder Lehrling gehalten. Sobald er den langen Ali in seine Gewalt gebracht hatte, brachte er in der Ecke seines Ladens einen Hocksitz an und legte eine Matratze darauf. Dort ließ er sich nieder und blieb sitzen. Alles ließ er nun Ali tun, aber auch alles! Vor fünf Uhr, nach dem Morgengebet, ließ er ihn aus der zwei Stunden außerhalb der Stadt gelegenen Hürde die Lämmer holen, die an jenem Tage verkauft werden sollten. Er ließ ihn sie abhäuten, in Stücke schneiden und verkaufen. Bis zum Abendgebet gab er ihm Befehl über Befehl. Was er dem Unglücklichen zu essen gab, war nur Getreideschrotsuppe. Mitunter warf er ihm wie einem Hunde vor, was er selbst übrig gelassen hatte. Des Nachts ließ er ihn den Laden von oben bis unten waschen. Ohne daß er ihm gestattete, sich auszuschlafen, schickte er ihn am nächsten Morgen nach der Hürde, die Schafe zu holen, sogar das Holz ließ er ihn im Walde schlagen, das Wasser tragen, alles und jede Arbeit ließ er ihn verrichten. Sogar die Senkgrube, die sich im Garten des Hauses befand, ließ er ihn reinigen. Jahrelang würde Ali solchen Mühsalen bei der einfachen, wässerigen Getreideschrotsuppe die Stirn bieten können. Aber er konnte nicht ertragen, wenn der Schlächter das Gute, das er ihm erwiesen hatte, immer wiederholte, indem er unter anderem sagte: „Bursche Ali! Ich habe das Blutgeld für deinen Arm hergegeben, sonst wärest du ein Krüppel geworden! ...“

Einen, zwei, drei Tage biß er die Zähne aufeinander. Ohne Unterlaß plagte er sich ab. Des Nachts schlief er nicht, am Tage lief er umher. Vor seinem Herrn stand er ehrerbietig zur Aufwartung. Immer wieder kamen dem Schlächter Hadschi gleichsam, wie mit dem Ausdruck der Befriedigung, diese Worte auf die Zunge:

„Ich habe für deinen Arm das Blutgeld gegeben ...“

„Jetzt würdest du ein Krüppel sein, was? ...“

„Nur durch mich hast du deinen Arm behalten! ...“

Nachdem Ali alle seine Befehle ausgeführt hatte, musterte er ihn mit seinen blauen, tiefliegenden Augen von Kopf bis Fuß, indem er sein graubärtiges,

häßliches, wassersüchtiges Gesicht sauer verzog, und erinnerte an das hergegebene Blutgeld wie: „Denk nur daran, du bist mein Sklave!“ Der lange Ali schwieg, aber er fühlte, daß ihm das Herz zerriß, daß sich in seiner Brust allerlei heiß und immer heißer ausbreitete, daß seine zusammengepreßten Kinnbacken knirschten, daß seine Schläfen schwellen. Des Nachts schlief er nicht. Tagsüber, bei seiner Arbeit, wenn er zur Hürde ging, wenn er im Schlachthaus die Lämmer abzog, wenn er für die Kunden das Fleisch schnitt, sann er nach: Was soll ich beginnen? Aber er vermochte sich zu nichts zu entschließen. Was war das für ein Unglück, das über ihn gekommen war, während er im Glück seines Stolzes und voller Zufriedenheit leben wollte, ohne jemandem auf der Welt dankbar sein zu müssen? Seine Ehre erlaubte ihm nicht zu fliehen. Denn er hätte dann wirklich eine Nichtsnutzigkeit begangen. Doch zu ertragen, daß ihm die Wohltaten, die dieser Mensch ihm erwiesen hatte, immer von neuem vorgehalten wurden, war für ihn drückender, bitterer als der Tod. Ja, schwerer als der Tod!

\*

Es war eine volle Woche, seitdem Ali dem Schlächter Hadschi gedient hatte. Es war Freitag. Wieder war er in der Frühe nach der Hürde gegangen, hatte die Schafe geholt, hatte ihnen im Schlachthaus das Fell abgezogen, hatte sie an den Haken im Laden aufgehängt, hatte auf dem großen, schwarzen Stein neben dem Ladentisch die Hackmesser geschliffen. Und wieder grübelte er: „Was soll ich beginnen“, „was soll ich beginnen?“ Und biß sich auf die Lippen. Sein Herr war noch nicht gekommen. Als er mit den Hackmessern fertig war, begann er die großen Messer zu schleifen. So sehr war er in sich versunken, daß er das Kommen des Schlächters nicht bemerkte. Plötzlich schlug ihm die heisere Stimme des Unheimlichen ans Ohr:

„Was machst du, he?“

Ali wandte sich um. Sein Herr hatte sich in die Ecke gesetzt, er rauchte seine Pfeife an.

„Ich schleife die Messer“, entgegnete er.

„He, du Faulpelz, du Elender, was hast du vom Morgen an getan?“

Ali gab keine Antwort und blickte dem Fragenden lange in die kleinen, hinterlistigen, falschen Augen, deren Lider abzusterben begannen. Der Alte wurde über diesen kränkenden Blick, den er nicht erwartet hatte, zornig und fragte:

„Was guckst du?“

Ali brachte keinen Laut heraus und musterte nur mit einem durchbohrenden Blick diesen gemeinen Menschen, der sich nicht schämte, ihn zu

erniedrigen, indem er ihn „faul und träge“ nannte, obgleich er in dieser Woche ohne Rast und Ruh vielleicht die Arbeit von fünf Jahren verrichtet hatte. Wieder war es, als ob sein Herz zerreißen würde; in seiner Brust breitete sich allerlei heiß aus, seine Kinnbacken preßten sich zusammen, seine Schläfen klopften. Einen Augenblick lang währte dieses Beben. Dann machte der lange Ali seine Augen auf. Er staunte, wie er das alles eine Woche lang hatte ertragen können. Der Schlächter Hadschi legte seine Pfeife beiseite. Als wollte er sich vor Alis verächtlichem Blick retten, schwatzte er: „Hast du etwa vergessen, daß ich das Blutgeld für deinen Arm gegeben habe? Wenn ich nicht gewesen wäre, so wärest du jetzt ein Krüppel, he!“

Wieder gab der lange Ali keine Antwort, er lächelte bitter und errötete; dann aber wurde er bleich und wandte sich plötzlich um. Er griff das größte von den Hackmessern, die er geschliffen hatte, legte seinen besudelten Arm auf den hohen Hackblock und ließ das Messer, das er ergriffen hatte, auf einmal niederfallen, so heftig, daß . . .

Im selben Augenblick nahm er den abgeschnittenen Arm und warf ihn vor den Schlächter Hadschi hin, dem die Augen vor Entsetzen aus den Höhlen traten:

„Nun, da hast du, wofür du das Blutgeld gabst!“

Dann schlug er einen Knoten an den Rockärmel, der armlos geworden war, und verließ den Laden.

Wie niemand in der Stadt wußte, woher er gekommen war, erfuhr auch jetzt keiner, wohin er gegangen.

---

## ID-UL-FITR

Letzter Tag des Ramadan ist heute,  
und das „Id-ul-Fitr“ feiern wir.  
Daß ich euch den Sinn des Festes deute,  
folget in vergang'ne Zeiten mir.

Seinem Gott sich gänzlich hinzugeben,  
wandert in die Wüste der Prophet,  
fern dem lauten Markte will er leben,  
demutsvoll versunken im Gebet.

Und am Tag enthält er sich der Nahrung,  
weil er nur des frommen Dienst's gedenkt,

und der Herr hat ihm die Offenbarung  
des Korâns im Ramadan geschenkt.

Dieser höchsten Gnade zum Gedächtnis  
fasten wir, wie's der Prophet getan;  
es bestimmt sein heiliges Vermächtnis  
uns hierfür den Monat Ramadan.

Dreißig Tage währt das große Fasten;  
die Moschee vereinigt arm und reich,  
Brüder werden, die sich heimlich haßten,  
denn vor Gott sind alle Menschen gleich.

Gott ist allbarmherzig, Allerbarmer,  
Wohltun ist sein oberstes Gebot;  
gib dem Armen! Fühl' dich selbst als Armer  
in freiwillig auferlegter Not!

Alle Buße wär' umsonst gewesen,  
wenn sie nicht den Weg zur Reinheit weist,  
deshalb wird das Buch auch ganz verlesen:  
Rein sei wie der Körper so der Geist.

Jedes Jahr erneuert dies Versprechen,  
daß ihr nie, was ihr gelobt, vergeßt;  
dürft ihr dann das Fasten wieder brechen,  
dann ist Id-ul-Fitr Freudenfest.

Alfred Bach.

---

## GEDANKFN ZU ID-UL-FITR

VON DR. BRUNO HILLER

Die religiöse Vorschrift des Fastens ist ebenso alt, wie verbreitet, und nur wenige Religionen kennen es überhaupt nicht. Aber nicht minder mannigfaltig ist sein Sinn, sein Zweck und sein Vollzug. Neben der vierundzwanzigstündigen völligen Enthaltensamkeit von Speise, Trank, Tabak usw. und zwar einmal im Jahre, wie es der Mosaismus vorschreibt, sehen wir ein vierzig-tägiges, aber unvergleichlich milderes Fasten im römischen Katholizismus und ein ganz dem Gewissen als „feine, äußerliche Zucht“ anheimgestelltes

im Luthertume. Wieder anders verhält es sich in der russischen Kirche, und dennoch hat das Fasten bei allen dreien den gemeinsamen Grundzug der Askese, wohingegen das Fasten im Islam hiervon seinem ganzen Wesen nach durchaus verschieden ist. Hier soll es nicht der Ausdruck des Leides in irgendeiner Beziehung sein (z. B. der Trauer über das Leiden Jesu usw.), sondern der Weg zur Freude und zur Erreichung der völligen „Hingabe“ (Islam).

1. Die Seelenstimmung der orthodox-muslimischen Weltanschauung — und was hier dasselbe ist: der Religion — ist der voluntaristisch ausgeprägte Gottesbegriff. Dies steht im Gegensatze zu der Philosophie (auch der muslimischen), für die Gott reines Denken und reines Sein ist, und die sich also darstellt als nur verstandesmäßiges, unpersönlich, kantisch gesprochen: uninteressiertes Forschen. Ebenfalls im Gegensatze steht es zu der Mystik mit ihrer Großzügigkeit des All-Einheits-Gedankens, der alle Individualitäten in das qualitätslose All-Sein auflöst. Für den frommen Muslim ist Gott absolutes Wollen in der Art des scholastischen *actus purus*, d. h. unbeschränkte und dauernd wirksame Allmacht. Das sittliche Empfinden des Islam verzichtet lieber auf eine — weil von Menschen gedacht, ja doch nur bedingte! — begriffliche Klarheit, um das zu bewahren und zu betonen, was der Fromme als Kern des Lebens empfindet: die Absolutheit Allahs, also völlige Enteignung alles Geschaffenen.

2. Der Fromme findet nur in der Verbindung mit Gott sein Genüge. Darum will der Islam dies den Menschen vermitteln und tut ihnen zu diesem Zwecke den Willen Gottes — als Offenbarung im Quran — kund. Zugleich schreibt er seinen Gläubigen einen Kultus vor, durch den sie mit Gott in persönliche Berührung treten. Nur der absolute Gehorsam gegen Gottes Willen — auch in Bezug auf die kultischen Vorschriften — ermöglicht nach der islamischen Lehre, und wie es die Praxis auch erwiesen hat — den Kampf gegen das Widergöttliche: gegen Materialismus, Atheismus, Positivismus und ideallose Diesseitigkeit.

Um dies abendländisch vielleicht ein wenig einleuchtender zu gestalten, sei an den Unterschied von *ius dare* und *ius dicere* erinnert. *Ius dare* heißt rechtsprechen so, wie der gesunde Verstand und die Lebenserfahrung des Richters seine persönliche Ueberzeugung von der vorliegenden Streit- oder Schuldfrage geformt hat. Aber selbst sehr fortschrittlich eingestellte Staaten verlangen von ihrer Justiz, daß sie *ius dicere* betätige, d. h. daß sie unter völliger Ausschaltung der eigenen Erkenntnis streng nach den Gesetzesparagrafen die Urteile fälle. Die Härten, die sich hieraus vielleicht manchmal ergeben, seien nämlich für den Staat weniger gefährlich, als die

Unsicherheit und Ungleichmäßigkeit, die bei dem anderen Verfahren unausbleiblich sind. Tatsächlich sei festes Gesetz und fester Befehl der großen Masse des Volkes das Angenehmste, da sie so jeder Selbstenscheidung und Verantwortung enthoben ist. Die Weltgeschichte lehrt, daß dieses Verfahren nicht nur im Orient einzig erfolgreich ist.

3. Die Befolgung der kultischen Vorschriften vermittelt also die persönliche Nähe Gottes. Man kann dies auch so ausdrücken, daß durch Beten, Gott loben, Fasten, Wohltun usw., d. h. durch Gedanken, Worte und Werke, der Mensch in die große, das ganze Weltall durchziehende und auf Allah abgestimmte Harmonie einstimmt. Dies ist auch der Fall bei der unbelebten Natur, die durch ihr Bestehen und ihren Sinngehalt Gott preist. Die genaue Erfüllung der inneren und äußeren Kultvorschriften gehört also zum „Weltgesetz des Gottesdienstes“ und ermöglicht das Ringen der Geschöpfe, aus der Finsternis zum Lichte empor zu steigen. Dieser Gedankengang eignet übrigens auch dem (persischen) Parsismus.

4. Die Aufgabe des Menschen in seinem diesseitigen und jenseitigen Dasein ist nun, auf dieser Stufenleiter der Vervollkommnungen — um nicht zu sagen: der Vollkommenheiten — eine möglichst hohe und damit Gott nahestehende Stufe zu erreichen. Dabei sind ihm der Prophet und die Heiligen leuchtende Vorbilder, und Muhammad speziell überbrachte den Menschen Gottes Gebote, damit sie durch ihre Erfüllung sich die jenseitige Belohnung verdienen sollen. Denn gleich wie Allah selbst lebendigste Tatkraft ist, so soll auch sein Geschöpf nicht untätig der höchsten Güter teilhaftig werden.

Wenn man sich den Unterschied zwischen der antiken Philosophie und dem Islam, der trotz mannigfacher Berührungen polar ist, scharf herausstellen will, so bedenke man: Nach der antiken Auffassung manifestiert sich die latente, unbegriffene Gottheit — die wirklich nur scholastische Umdeutungskunst als „persönlich“ bezeichnen konnte —, in dem sich zur höchsten Vernunft und Zivilisation vervollkommnenden Menschentume. Sie wirkt sich in diesem so aus, daß sie fortschreitend immer klarer und begreiflicher wird. Die Gesamtentwicklung des Menschengesistes ist also eine — allerdings die vornehmste — Erscheinungsform der ewigen Gottheit. Vom Standpunkte des Christentums aus erscheint dieser Gegensatz nicht so kraß, da die Lehre vom Kommen des Reiches Gottes und von der sich vollendenden Herrschaft des Hl. Geistes zu der antiken Auffassung eine gewisse Parallelität zeigt.

5. Der Quran entscheidet dagegen autoritär, was als sittlich gut und was als böse zu gelten hat. Die natürliche Vernunft kann dies nicht erkennen,



sondern sie bedarf der Propheten als Wegweiser auf dem Wege zu Gott. Dieser wird, wie bereits gesagt, nur durch persönlichen und bewußten Gehorsam bei der Erfüllung der äußeren und inneren Pflichten besritten und wird als die „Erlösung“ bezeichnet. Ein Urteil über die Zweckmäßigkeit oder Vernunftgemäßheit der rituellen Vorschriften steht den Menschen also in keiner Weise zu. „Erlösung“ ist hier also keine objektive Tilgung der Schuld mit darauf folgender Gerech-Sprechung, sondern der subjektive Akt des Sichablösens von den irdisch-menschlichen Bindungen (wie z. B. der Begierden, der Leidenschaften und anderer Charakterschwächen), um fortschreitend immer geistiger zu werden. Bemerkenswert ist die Uebereinstimmung mit der Lehre der sog. Aufklärung in Europa vor 175 Jahren, wo allerdings das islamische Gehorsamsprinzip gegen die überwältigende seelische Kraftfülle des Gottgesandten, hinwirkend auf den ihn suchenden Frommen zurücktritt. Daher ist auch die muslimische „Erlösung“ mit der christlichen „Heiligung“ nicht kongruent.

6. Betrachten wir von diesem Standpunkte aus das Fastengebot, „saum“, so erkennen wir seine hohe esoterische Bedeutung. Hierunter versteht man die rein geistige und geistliche Wesensart, die an sich weder aus dem landläufigen Wortsinne noch aus der allgemeinen Praxis zu erkennen ist. Diese sich in allen höheren Religionen findende tiefere Erkenntnis — von einer „Geheimlehre“ kann man nicht gut reden, da sie weniger verstanden, als seelisch erlebt werden muß! — erschließt sich naturgemäß nur dem Gläubigen und erweitert sich mit der Steigerung seiner Hingabe an Gott.

Bevor wir aber dazu übergehen, wollen wir bei der menschlich-praktischen und religiös-erzieherischen Bedeutung des Fastens, also bei seiner exoterischen, einen Augenblick verweilen. Fraglos ist auch diese Seite des „saum“ hoch zu schätzen und von großer Nützlichkeit. Vierfach ist der Segen, der den schlichten Frommen bei getreuer Befolgung des Fastengebots zuteil wird:

a) Es ist nicht zufällig, daß unsere moderne Medizin mehr und mehr in ihre hygienischen Vorschriften das Fasten als Ruhe- und Entspannungspause für den inneren Organismus des Menschen aufnimmt. Alle entarteten und zusammengebrochenen Kulturen waren in Schlemmerei und übertriebenen Luxus der Tafelfreuden verfallen, und die Verweichlichung dieser Völker an Seele und Leib war sicher mehr als nur Begleiterscheinung des Niedergangs. Wie warnend und zügelnd wirkt gerade in dieser Beziehung die Ramadanzeit und trägt hierdurch nicht wenig zur Gesundheitserhaltung der islamischen Völker bei.

b) Hand in Hand mit dieser rein körperlichen Wohltat geht die geistige der Selbstbeherrschung, ohne die es kein ernsthaftes Fasten gibt. Fällt der Ramadan in die kühle Jahreszeit, so sind seine Vorschriften im allgemeinen wohl leicht zu erfüllen, in der Sommerhitze aber bedarf es der äußersten Willensanspannung, um der ausgedörrten Zunge auch den kleinsten Schluck Wasser zu versagen. Hier zeigt es sich dann am klarsten, ob der Muslim wirklich ernst macht mit seiner Religion, und der Sieg über die elementarsten Bedürfnisse des Körpers kann ihn um so mehr mit berechtigtem Stolze erfüllen. Was die so erworbene Selbstbeherrschung außerdem noch im Kampfe ums Dasein bedeutet, und welche Widerstandsfähigkeit sie ferner selbst in den schlimmsten Zeiten dem ganzen Orient verliehen hat, braucht nicht weiter angeführt zu werden.

c) Auch noch ein anderer geistiger Gewinn wird dem gewissenhaft Fastenden zuteil. Das Mitleid mit den Sorgen und Beschwerden unserer ärmeren Volksgenossen ist gewiß ein edles Gefühl, aber wie selten erreicht es den Grad eines innerlich Gepacktseins, eines wirklichen Mit-Leidens! „Wer nie sein Brot mit Tränen aß“, kann im allgemeinen nicht das wahre Verständnis für die Not seiner Mitmenschen aufbringen, und daher ist eine der wertvollsten Gaben des Ramadanfastens, daß durch Hunger und Durst am eigenen Leibe das soziale Gemeinschaftsbewußtsein gestärkt, wenn nicht gar erst geweckt wird. Es ist wohl unnötig, daran zu erinnern, daß das Winterhilfswerk und die Eintopfsonntage im neuen Deutschland durchaus in gleicher Weise der sozialen Erziehung besonders der begüterten Volksgenossen dienen sollen. Ganz von selbst erweitert sich hierbei das Gemeinschaftsgefühl über die Nahrungsorgen hinaus, und was in Deutschland der Arbeitsdienst bezweckt, bewirkt bei den islamischen Völkern der Ramadan: Reines, großzügiges und weitherziges Menschentum, Wohlwollen und Hilfsbereitschaft dem Nächsten gegenüber in Freud und Leid, dies alles gedeiht nur auf dem Boden überzeugter und erprobter Einheit und Gleichheit.

d) Daß hierdurch in noch höherem Maße als unter b angedeutet der einzelne und damit auch das ganze Volk körperlich und geistig widerstandsfähiger gemacht wird, ist endlich die vierte Segensgabe des Ramadanfastens; denn dieses Erziehungsmittel zu sozialer Solidarität ist zugleich das praktische Training für den Kampf gegen eigene körperliche und seelische Heimsuchungen. Im Hinblick auf ein großes Ziel überwindet der so Gestählte viel leichter die augenblicklichen Widerwärtigkeiten, und welchen Wert dies hat, haben wir alle, die den großen Krieg miterlebt haben, am eigenen Leibe erfahren und schätzen gelernt.

Aber neben diesen vier wertvollen Gaben des Ramadanfastens steht, ich möchte fast sagen: als der stolze Kuppelbau, der sich auf diesem gewaltigen Fundamente erhebt, der rein religiöse Gewinn, der dem Frommen durch seinen Gehorsam gegen Allahs Gebot zuteil wird. Von tiefer, besonderer Bedeutung erscheint es dem Frommen, daß das Fastengebot das dritte, also das mittlere der fünf islamischen Grundprinzipien ist. Wie die anderen — Takbir oder Kalimah, d. h. Glaubensbekenntnis, Salat, d. h. Gebet, Sakat, d. h. Almosen geben und Hadsch, d. h. die Mekkafahrt — vermittelt es dem Gläubigen Reinheit und Freiheit und verbürgt ihm das Wohlgefallen Allahs. In tief ergreifenden Worten ist einmal bereits in diesen Blättern (Jahrg. IX, Heft 1/2, S. 11) die Sehnsucht geschildert worden, herauszukommen aus dem furchtbaren Kampf mit uns selbst, aufzurücken in eine höhere Stufe des Daseins, in einen Zustand, wo uns die Sorge um Speise und Trank nicht unfrei macht, und wo wir, wenn wir auch nicht übernatürliche Wesen werden, dennoch Gott näher gekommen sind. Wem die Gnade dieser Erkenntnis zuteil geworden ist, der hat das Fasten als den großen Weg zur Reinheit erkannt, dem ist, wie dort so schön angeführt wird, ein überströmendes Glück zuteil geworden, „ein Glückszustand, in dem den Heiligen ihre Inspirationen kommen, Askese in mystische Vereinigung mit Gott übergeht. Im Fasten kommen wir zu Gott, teilen seine Reinheit und Freiheit, in der Inspiration kommt Gott dann zu uns!“

Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Höhe des Erlebens und der Erkenntnis nicht alltäglich ist, weil es wohl das höchste Gnadengeschenk Gottes ist, schon in dieser Vergänglichkeit am Ewigen teil zu haben. Wem dies aber zuteil geworden ist, der ist in gewisser Weise dem Zeitlichen entrückt. Er kann durchaus noch immer ein guter Bürger, ein liebevoller Familienvater und ein pflichtgetreuer Mensch sein, aber die Wertung der irdischen Güter ist für ihn eine andere geworden, weil er nicht mehr den Maßstab seines Wohlbefindens, äußerlicher Ehren oder wirtschaftlicher Macht anlegt. Die so oft gehörte Frage: Fromm sein ist wohl sehr schwer und mit unbequemen Pflichten verbunden? hat dadurch für ihn ihren Sinn verloren, daß sein dem Höchsten zugewandter Sinn irdische Unbequemlichkeiten kaum noch empfindet, und daß, was andere als Entbehrungen empfinden, ihm höchstens als Bedingung und Voraussetzung seines höheren geistigen Lebens erscheint. Auf den ersten Blick mutet dieser Geisteszustand vielleicht sonderbar und unbegreiflich an, aber jedem von uns ist Aehnliches, wenn wir Großes mit Kleinem vergleichen dürfen, wohl bekannt. Wer von uns hat bei einer wichtigen, hocheifreulichen Nachricht wohl an Essen und Trinken gedacht, und wer von uns ist von dem Würgen im

Halse bei Trauerfällen verschont geblieben, wo der Körper einfach weder Speise noch Trank annahm, geschweige denn, daß wir danach verlangt hätten. So treten für den Gläubigen, der die göttliche Gegenwart als Wirklichkeit erfahren hat, die irdischen Bedürfnisse zurück, und das Fasten wird für ihn zu einem selbstverständlichen Stück seiner Gottverbundenheit. Diese mystische Wertung des Fastens ist übrigens den anderen Religionen, speziell dem Christentume, nicht unbekannt, und selbst im Luthertume gehört es allgemein zu den Abendmahlsvorbereitungen.

7. Wenn auch diese esoterische Wertung des Fastens die tiefste und gnadenreichste ist, so bleibt dennoch seine Bedeutung als ethisches Mittel unangetastet bestehen. Wie bei allen gottesdienstlichen Handlungen, muß auch beim Fasten, wenn es religiösen Wert haben soll, die Absicht auf Gott gerichtet sein, und zwar entweder in der vollkommensten Weise, indem man nur an Gott selbst denkt, oder in einer der menschlichen Schwachheit mehr Rechnung tragenden, bei der man daneben auch noch den ewigen Lohn erstrebt. Wer sich im Sinne der ersten Art völlig in Gott zu versenken vermag, bei dem und für den wird das Ramadanfasten zum Beweise und zu einer Stärkung seiner Frömmigkeit, d. h. des Strebens, das Angesicht Gottes, also ihn selbst, zu schauen. Die hierbei empfundene göttliche Gegenwart kann man wohl einen Vorgeschmack der Seligkeit nennen.

8. Daher ist das richtig verstandene Fasten, besonders im Ramadan, in hervorragendem Maße Sünden tilgend und steht in dieser Beziehung neben den fünf Gebeten, dem Freitagsgottesdienste und der rituellen kleinen Waschung. Die Auffassung und Wertung des islamischen Fastens ist auch insofern eine andere, als die der verwandten Religionen, als es grundsätzlich keine Bußhandlung darstellt, obgleich es unter Umständen zu einer solchen werden kann.

Dies letztere leitet nun, um auf das am Anfange kurz Erwähnte zurückzukommen, auf die grundsätzliche Eigenart des islamischen Fastens über. Die heitere Stimmung in den Ramadannächten und die Fröhlichkeit am Schlusse des Fastenmonats sind keineswegs in erster Linie nur das Widerspiel der stillen Tagesstunden, sondern sie sind das schönste Symbol des muslimischen Optimismus und der frommen Dankbarkeit. Die Freude, die in den islamischen Ländern bei Id-ul-Fitr herrscht, ist die Krönung der die Seelen verbindenden Gemeinsamkeit, die erwartungsvoll nach dem neuen Monde schaut und in ihm nicht nur den Anbruch der Festzeit sieht. Nach Rasse, Kultur, Wohnort und sozialen Verhältnissen verschieden, sind doch die Millionen der Gläubigen aufs engste verbunden durch den Glauben an Allahs Allmacht und an die endliche Aufnahme in das Paradies. Das

Ramadanfasten nun läßt uns in die tiefsten Quellen und Gründe dieses Glaubens schauen, und das Auge des Geistes gewahrt „hundert Lichtwirkungen, die aus diesem heiligsten Tun ausstrahlen, dort, wo der natürliche Mensch nur eine Wirkung aus einer Ursache abzuleiten fähig ist“.

## HEILPHAENOMENE<sup>1)</sup>

VON FRITZ O. BEYER

Eine immer klarer werdende Erkenntnis dessen, daß der Mensch nichts und Gottes Wille alles ist, hat in den letzten Jahrzehnten auch in der medizinischen Wissenschaft eine Umwandlung von beständig wachsender Bedeutung hervorgerufen. Die bisher allmächtige Allopathie wird endlich in ihre Schranken zurückgewiesen; altüberlieferte Naturheilpraktiken, die in einen Dornröschenschlaf versunken zu sein schienen, gelangen erneut zu Ansehen und Blüte. Kräuterbücher aus vergangenen Zeiten werden wieder hervorgeholt, und die darin gesammelten Erfahrungen nach fortschrittlichen, wissenschaftlichen Methoden überprüft und verwertet. Extrakte und Rohsäfte von Heilpflanzen wie auch Tees in Pulver- und Tablettenform erfreuen sich in Fach- und Laienkreisen einer stetig wachsenden Beliebtheit.

Aber auch diejenigen Heilverfahren, die lange Zeit hindurch in dem Ruf der Zauberei standen, die als Vorspiegelung falscher Tatsachen oder bloße Einbildung hingestellt worden sind wie Hypnotismus, Magnetismus, Suggestion usw. treten allmählich mehr und mehr in den Vordergrund und werden von ernsten Forschern oft mit überraschendem Erfolg angewandt. Unter diesen letztgenannten dürfte als eine der wirksamsten und dabei am wenigsten bekannten Heilmethoden die „Telemagnetopathie“ anzusprechen sein. Ihr Wesen besteht darin, daß der Kranke, ohne notwendigerweise medikamentös behandelt zu werden und selbst ohne mit dem Ausübenden

---

<sup>1)</sup> Der Islam sieht seine besondere Stärke darin, daß alle seine Lehren auf Vernunft gegründet sind und für jeden einsichtig gemacht werden können. Gleichwohl hat es auch im Islam stets eine mystische Richtung gegeben, die darauf hinwies, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt, als unsere Schulweisheit sich träumen läßt. Und auch diese Richtung, die in der „Moslemischen Revue“ bisher noch nicht zu Worte gekommen ist, findet heute ihre Vertreter. Wenn ein so scharfer Beobachter und naher Freund unserer Sache, wie Hikmat Beyer, über seine telemagnetischen Erfahrungen berichtet, so folgen wir ihm bereitwillig bei dem, was er zu sagen hat.

in direktem Kontakt zu stehen, von seinem Leiden befreit wird. Dem Charakter nach ist sie als kontemplativ zu bezeichnen. Inwieweit die Bezeichnung „Telemagnetismus“, also Magnetismus schlechthin, überhaupt zu trifft, kann man dahingestellt sein lassen. Die Tatsache allein, daß mit Hilfe einer solchen Fernbehandlung Wirkungen erzielt werden, die von denen einer rein magnetischen unter Umständen erheblich abweichen, daß ferner die bei den verwandten Verfahren unerläßliche intensive Konzentration nicht erforderlich ist, um ein oft verblüffendes Resultat zu erzielen, und schließlich und letzten Endes die Besonderheit dieser Methode, daß man lediglich die Krankheit, nicht aber den Patienten selbst, zu kennen braucht, sprechen dagegen.

Gelegentlich nahm ich Fernbehandlungen ohne Wissen der Patienten, einfach auf Wunsch eines ihrer Angehörigen vor, oder aber ich führte die Sitzungen zu einer anderen als der vereinbarten Zeit durch; der Erfolg war, unabhängig von diesen Abweichungen, gleich gut. Vor mehreren Monaten besuchte mich eine Verwandte, die sich auf der Durchreise befand, und klagte mir ihr Leid über eine akute Gallenblasenentzündung, die ihr seit mehreren Tagen arg zu schaffen machte. Ich führte zunächst eine kurze biomagnetische Behandlung durch und bat sie sodann, mich sofort nach Eintreffen an ihrem Bestimmungsort zu benachrichtigen. Eine weitere Behandlungszeit wollten wir nach Maßgabe der Erfordernis schriftlich vereinbaren. Zwei Tage danach erhielt ich mit der Abendpost von ihrer Schwester die Mitteilung, daß sie sich während der Bahnfahrt erkältet hatte, wodurch eine wesentliche Verschlimmerung in ihrem Befinden eingetreten war. Daraufhin veranstaltete ich noch am selben Abend eine Sitzung. Der Erfolg war einfach überraschend! Wie ich kurze Zeit später feststellen konnte, hatten die heftigen Schmerzen in der Gallenblasengegend zur selben Stunde aufgehört und sind seither nicht wieder aufgetreten.

Ein anderes Mal erlebte ich folgenden Fall: Ein Herr, etwa Anfang bis Mitte der Dreißiger, kam zu mir und schilderte mir, daß seine gleichaltrige Gattin seit einigen Monaten unter Wahnvorstellungen litte, die schließlich in Selbstmordabsichten gipfelten. Der bedauernswerte Zustand, der durch besondere Umstände hervorgerufen war, wurde natürlich mit der Zeit auch für den Mann so unhaltbar, daß die Eventualität einer Unterbringung in einem Sanatorium ernstlich in Erwägung gezogen wurde, nachdem ein vom Arzt verordnetes Opiumpräparat die erhoffte beruhigende Wirkung nicht herbeiführen konnte. Der Herr kam zu mir in letzter Instanz. Da die Patientin einer von mir vorgeschlagenen Behandlung von vornherein miß-

trauisch und ablehnend gegenüberstand, wurde eine solche ohne ihr Wissen, und auch ohne daß ich sie nur ein einziges Mal gesehen hatte, durchgeführt. Selbstverständlich ist bei der Art dieses Leidens mit einer einzigen Behandlung nichts gewonnen, aber schon nach der zweiten Sitzung hatte sich ganz unverkennbar eine erhebliche Besserung eingestellt. Heute, nachdem vom Beginn der Behandlung an kaum acht Wochen vergangen sind, ist an die Stelle eines Sanatoriumsaufenthaltes die Frage nach einem geeigneten Ferienreiseziel in den Vordergrund getreten. Ich will allerdings nicht verhehlen, daß mich der Ehemann sowohl durch seine innere Haltung wie auch sein Verhalten der Patientin gegenüber in mustergültiger Weise unterstützt hat.

Es kann also ganz bequem der Kranke oder der Telemagnetopath beispielsweise verreisen, während die Behandlung ungestört ihren Fortgang nimmt. In manchen Fällen dürfte sogar ein Zusammenwirken von Badekur und Telemagnetopathie angezeigt sein, wie auch die Anwendung entsprechender Diätvorschriften einer telemagnetischen Therapie gegebenenfalls dienlich sein kann.

Die Frage, welche Leiden auf telemagnetischem Wege zu heilen sind, ist noch nicht restlos geklärt; ebenso weicht auch die Eignung der verschiedenen Personen teilweise erheblich voneinander ab. Feststellen läßt sich jedenfalls, daß Patienten, die für magnetische oder hypnotische und Suggestionsverfahren geeignet sind, die also eine gewisse Sensibilität aufweisen, auch auf die Telemagnetopathie leicht reagieren.

Für Infektionskrankheiten, ferner für Geisteskrankheiten und einen großen Teil jener Krankheiten, die auf nervöser Grundlage beruhen, desgleichen auch für grobe organische Veränderungen sind die Heilaussichten gering, wohingegen Entzündungen, rheumatische Beschwerden, innere Leiden, Kopfschmerzen, Unruhe, Mattigkeit und Schlaflosigkeit und vor allem Depressionszustände und Erschöpfungen psychischer Natur stets mit dem besten Erfolg behandelt wurden.

Die Anzahl der zur Ausübung einer telemagnetischen Heilpraxis Befähigten wird natürlich immer verschwindend gering sein, da die charakterlichen und seelischen Voraussetzungen außerordentlich hohe sind. Andererseits aber wäre zu hoffen, daß gerade die Größe der Aufgabe wie der sittliche Wert dieses Zieles möglichst viele Berufene anspornt, ihre letzte Kraft einzusetzen zu ihrer Vervollkommnung im Dienste des Allmächtigen und der Mitwelt.

---

## DIE MUSLIMISCHE FROEMMIGKEIT UND DIE FORDERUNGEN DER GEGENWART

VON OMAR ROLF EHRENFELS

### I. RELIGION UND REFORM

Die vergangenen 50 Jahre haben in hohem Maße Reformen notwendig gemacht. Die Entwicklung des technischen Wissens hat neue Arbeitsformen, ein schnelleres Arbeitstempo und damit neue Lebensformen gebracht. Weltwirtschaft, Welthandel und Weltverkehr übertrugen die bloß technische Ueberwindung großer Entfernungen auch auf kulturelles Gebiet. So haben sich bisher weit voneinander entfernt wohnende Nationen kennen gelernt und ihre Erfahrungen, ihr Wissen, ihre Waren — aber auch ihre Habgier und ihre Raublust einander zur Kenntnis gebracht.

Wie alle Völker der Welt müssen auch die muslimischen Nationen ihre Arbeitsmethoden, ihre Politik, und damit das Alltagsleben ihrer Mitglieder den neuen Umständen anpassen.

Weite Kreise der muslimischen Oeffentlichkeit glauben, daß die notwendige Reform und Anpassung an die technischen Errungenschaften der letzten 50 Jahre nur durch Nachahmung der europäischen Verhältnisse verwirklicht werden kann.

Es ist eine natürliche Folge dieser Anschauung, daß solche Muslims den Islam, wie überhaupt jede Frömmigkeit verdammen und für ein Hindernis des Fortschrittes halten. Denn die Europäer, welche ihnen zum Vorbild dienen, sind im Allgemeinen weder Muslims, noch nehmen sie ihre eigenen Religionen ernst.

Die Auffassung, daß die Anforderungen des konfessionellen Dogmas mit dem Fortschritt unvereinbar seien, ist sicher vielfach berechtigt. Aber es ist fraglich, ob sie auch auf den Islam Anwendung finden darf.

Wenn wir uns mit dieser Frage befassen wollen, ist es notwendig, zwei verschiedene Eigenschaften aller Religionen zu unterscheiden:

Erstens die ursprünglichen oder primären Merkmale, welche das Wesen der Religion betreffen. Sie können auch von einem Nabij nicht umgestoßen werden. Wenn man sie einer Religion raubt, verliert sie ihren wahren Charakter, wie z. B. das ursprüngliche, reine Christentum durch seine Verschmelzung mit den west- und oströmischen Machtgedanken seinen wahren Charakter der Gewaltlosigkeit und der Toleranz verloren hat und eine ganz andere Religion geworden ist.

Zweitens die abgeleiteten oder sekundären Merkmale. Diese finden sich in jeder Religion, da die ursprünglichen Merk-



male zu geistig sind, als daß sie von jedem Gläubigen ohne Gleichnis und Symbol verstanden werden könnten. Die abgeleiteten Merkmale nun unterliegen der Veränderung. Es ist Aufgabe des echten und überzeugten Anhängers einer Religion, alle abgeleiteten oder sekundären Merkmale auf ihre fortdauernde Uebereinstimmung mit den ursprünglichen, primären zu prüfen. Dasjenige, was nicht mehr mit den ursprünglichen Merkmalen übereinstimmt, wird er weglassen und das andere wird ihm dauernd als lebendiges Kulturgut erhalten bleiben.

Es liegt im Wesen der Welt, daß sie sich immerwährend verändert. Deshalb kann ein sekundäres Gesetz, welches einmal mit den primären übereingestimmt hat, infolge der veränderten Lage jetzt den primären Gesetzen widersprechen.

So gehört es z. B. zu den primären Gesetzen des Islam, daß sich jeder Muslim nach besten Kräften die Wissenschaften seiner Zeit zu eigen macht. Demnach war es zur Zeit des heiligen Propheten Mohammed — gesegnet sei sein Name! — ein sekundäres Gesetz, daß man sich mit dem damaligen Stande der Chemie vertraut machte und demgemäß glaubte, die Materie bestehe aus vielen Elementen, deren kleinste Teile nicht weiter zu teilen sind. Heute wird aber dasselbe primäre Gesetz, welches einem Muslim das Studium der Wissenschaft anrät, zu der Auffassung führen, daß alle Elemente aus noch kleineren Teilen, den Elektronen und den Ionen zusammengesetzt sind. Der Muslim von heute wird eben, dem primären Gesetze des Studiums folgend, heute zu anderen Erkenntnissen und damit zu anderen sekundären Gesetzen gelangen, als der vor 1300 Jahren.

Die ununterbrochene Anpassung aller sekundären Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten an die primären Gesetze, welche unter den veränderten Umständen in jeweils anderem Lichte erscheinen, bedeutet eine große kulturelle Arbeit. Es gibt viele Religionen, deren Priesterschaft sich dieser Arbeit allzu lange widersetzt hat.

Gerade umgekehrt gestaltet sich der gleiche Sachverhalt aber im Islam. Hier ist schon durch das Idschma und durch das Scheriatrecht die denkbar größte Freiheit gegeben. Die Vernichtung sekundärer Merkmale, die mit den ursprünglichen primären Merkmalen infolge der veränderten Umstände nicht mehr übereinstimmt, ist geradezu im Dogma der Religion verankert und durch dreizehn Jahrhunderte in vorbildlicher Weise durchgeführt worden.

Angesichts dieser Tatsachen scheint es geradezu grotesk, daß es weite Kreise der muslimischen Oeffentlichkeit gibt, welche glauben, der technische Fortschritt und die moderne Kultur stehe im Widerspruch mit den ursprüng-

lichen, primären Merkmalen des Islam, daß es Muslims gibt, welche die sklavische Nachahmung der Europäer soweit treiben, daß sie ihre eigene, muslimische Religion ohne Grund bekämpfen, einzig und allein deshalb, weil sich die Europäer mit gutem Recht gegen die Auswüchse ihrer entstellten und unwahr gewordenen Religionen empören. Das Unbegreifliche dieses Vorganges wird noch durch die Erfahrung gesteigert, die uns andere, außereuropäische Kulturvölker vermitteln. Die Hindus in Indien, die Buddhisten in Japan und China, sowie die Shintoisten, Taoisten und Konfutsse-Anhänger modernisieren sich ebenfalls mit großer Energie, ohne aber ihre Religion deshalb zu bekämpfen. Das echt indische Gewand eines so aktiven Führers wie Mahatma Gandhi oder die echt nationale Tracht, die hohe Minister und Generale in Japan bzw. China tragen, sind äußere, aber deutliche Beweise dafür.

Wenn wir also grundsätzlich erkannt haben, daß der Islam dem Fortschritt und der modernen Kultur kein Hindernis in den Weg legt, so bleibt uns noch im einzelnen zu erforschen, welche sekundäre Merkmale unter den veränderten Umständen ihre Bedeutung verloren haben und welche nach wie vor in Geltung bleiben.

(Schluß folgt.)

---

## SIR DR. S. MUHAMMAD IQBAL GESTORBEN

Der Tod hält unerbittlich Ernte unter unseren Freunden! In Lahore, Indien, ist soeben Sir Dr. S. Muhammad Iqbal verstorben, der größte moslemische Dichter indischer Nationalität, den die Gegenwart hervorgebracht hat. Als die Kunde von seinem Tode sich in Lahore verbreitete, schlossen sofort alle Regierungsämter, und die Schulen brachen den Unterricht ab. Die meisten Geschäfte der Stadt stellten den Verkauf ein. Sein Begräbnis gestaltete sich zu einer gewaltigen Prozession, an der etwa dreißigtausend Trauernde aller Bekenntnisse teilnahmen. Sein Grab wurde ihm mit Genehmigung der Regierung an der Mauer der Hauptmoschee von Lahore, der Schahi-Moschee, errichtet.

Eine eingehende Würdigung seiner Persönlichkeit und seines Werkes behalten wir uns für das nächste Heft vor.

## D e u t s c h e B ü c h e r :

### **Von Maulana Sadr-ud-Din:**

Die Religion der Menschheit . . . . RM 0.30  
Der islamische Mensch . . . . . " 0.30

### **Von Dr. S. M. Abdullah:**

Die Stellung der Frau im Islam . . . . " 0.30  
Der Islam und das Schwert . . . . . " 0.30

### **Von Dr. Hans Ellenberg:**

Geh mit mir in den Orient . . . . . " 2.00  
Der Orient . . . . . " 3.00

## E n g l i s c h e B ü c h e r :

### **Von Maulana Muhammad Ali:**

The Holy Quran (With Arabic Text) English  
Translation and Commentary (1400 pp).  
in three qualities: RM 37.50, RM 30.00, RM 22.50

Translation of the Holy Quran (Without Arabic  
Text)  
in three qualities RM 9.00, RM 7.50, RM 3.75

Muhammad the Prophet . . . . . " 4.50

Muhammad and Christ . . . . . " 2.50

The Religion of Islam . . . . . " 15.00

### **Von Mirza Ghulam Ahmad:**

The Teachings of Islam . . . . . " 2.50



Diese Bücher sind zu beziehen:

**Berlin-Wilmersdorf, Brienner Str. 7, Moschee**

Einzahlungen auf Bankkonto: Deutsche Bank in Berlin, Depo-  
sitenkasse D 3, Berlin-Wilmersdorf 1, Uhlandstraße 89/90 und

Postscheckkonto: 1286 59 Berlin für S. M. ABDULLAH,  
Wilmersdorf, Brienner Straße 7/8